

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Januar bis März 2016 [*Andrea Herrmann*]
- S.14 Das Gespenst am Moorseesee [*Karl Farr*]
- S.16 Spaß [*Maria Grzeschista*]
- S.20 Findling [*Ferri Leberl*]
- S.21 Frühlingsbeginn [*Heiko M. Kosow*]
- S.22 Die Geduld der Felsen [*Katja Leonhard*]
- S.22 BRÜGGE [*Arno Peters*]
- S.24 Jedes Herz ist ein noch nicht gegründetes Start-up [*Johannes Witek*]
- S.25 „Meer-Maid“ von Franziska Ruprecht [*Andrea Herrmann*]
- S.26 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

endlich sind der Frühling und das „Veilchen“ da. Dieses Mal erblüht die Zeitschrift etwas später, denn hier bei mir geht es unglaublich turbulent zu. Ich war viel auf Reisen. Zu meinem eigenen Erstaunen hatte ich in diesem schwer beschäftigten Frühjahr auch keine Rezension geschrieben, und es war mir nicht mal aufgefallen. Das wird im nächsten Quartal wieder besser.

Viel Freude beim Lesen und Schreiben!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Ringelblumen“ von Esther Bystrek

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 3,50€ in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag) oder als E-Book erworben bei www.lulu.com.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Die Nutzung eines Textes bedarf einer ausdrücklichen Genehmigung des Autors, die vorab erfolgen muss. Die Herausgeberin der Zeitschrift unterstützt gerne bei der Kontaktaufnahme zu den Autor/innen.

Lesetagebuch

Januar bis März 2016

Im vorigen Quartal ging es meistens um Reisen: Zeitreisen, Heldenreisen, Urlaub, Tiefseeforschung, aber auch um die letzte Reise...

Der zweite Band der Century-Serie von Pierdomenico Baccalario heißt „*Der Stern aus Stein*“ und genau dieses magische Artefakt suchen unsere vier Helden nun in New York: Elettra aus Rom, Mistral aus Paris, Harvey aus New York und der chinesische Sheng. Nachdem im ersten Band Elettra nicht nur den Ring des Feuers fand, sondern auch ihre magische Fähigkeit, Wärme zu erzeugen und Sicherungen durchbrennen zu lassen, ist dieses Mal Harvey dran.

Während Harvey im ersten Band noch sehr kühl und höhnisch wirkte, lernen wir hier nun den Grund seiner Schmerzen kennen. Sein älterer Bruder, von ihm und seinen Eltern sehr geliebt, ist auf ungeklärte Weise gestorben. Nun trainiert Harvey fast täglich in der Boxschule, wo er Frust und Traurigkeit aus sich heraus drischt. Dabei ist er eigentlich dazu bestimmt, Blumen zum Blühen und Bäume zum Wachsen zu bringen.

Das Buch beginnt mit dem Begräbnis von Alfred van de Berge in Rom, der im ersten Band starb. Gleichzeitig geht in New York die Schnitzeljagd weiter, denn auch hier, wo er ursprünglich herkommt, hat van de Berge Spuren hinterlassen. Dazu gehören insbesondere vier von 1 bis 4 durchnummerierte Postkarten an verschiedenen Orten, die einen Code enthalten, der entschlüsselt werden muss. Nachdem Mahler tot ist, taucht hier ein neuer Feind auf, der böartige Egon Nose, auch Dr. Nose genannt, der seine hübschen, tödlichen Killerinnen hinter den Kindern und Ingenieur Ermete her schickt. Doch die fünf finden auch neue Verbündete: einen russischen Antiquar, einen einäugigen Raben und mehrere Indianer. Natürlich geht es wieder heiß her: Ermete plantscht in einem Brunnen, es wird scharf geschossen, eine Meute Raben greift an, Elettra versetzt eine Bibliothek ins Dunkel, ein Laden brennt aus. Wir lernen auch etwas über Primzahlen und verschlüsselte Botschaften.

Teilweise finde ich es zwar etwas unglaubwürdig, dass weltweit so viele verschiedene Kulturen so viel Mühe darauf verwenden, irgendwelchen magischen Krempel zu verstecken und dass vier Jugendliche diese komplizierten Spuren so zielsicher finden. Außerdem ist mir etwas zu viel Magie und Esoterik dabei. Trotzdem: Baccalario ist ein begnadeter Geschichtenerzähler, so dass ich den dritten Band kaum abwarten kann! Und irgendwann muss ich unbedingt nach Rom und New York reisen, um die beschriebenen Brunnen, Bibliotheken, Statuen und Bäume zu besichtigen.

Der dritte Band der Vierer-Serie heißt „*Die Stadt des Windes*“ und die zugige Stadt heißt... Paris. Wer schon mal dort war, wird es verstehen. Die geraden

Avenuen und Boulevards, die Seine, alles das läßt den Wind ein. Dabei glauben unsere fünf Helden zunächst, Paris sei die Stadt des Wassers und sie müssten an der Seine oder auf einer der Fluss-Inseln ein Schiff finden. Letztlich, um das Ende ausnahmsweise vorweg zu nehmen, finden sie aber ein Segel. Während sie gleichzeitig fast alle magischen Artefakte verlieren, die sie in den drei Bänden gesammelt hatten. Mistral, deren Name ja bereits ein Sturm ist, erkennt: Es geht gar nicht um die Dinge, die sie gefunden haben, sondern um ihre magischen Fähigkeiten. Die Suche diene nur dazu, ihre Kräfte zu wecken.

Aber von vorne: Sheng wohnt noch immer bei Elettra in Rom, aber seine Eltern rufen ihn dringend nach Shanghai zurück. Harvey forscht noch immer dem Stein nach, den er in New York gefunden hat, und eine Wissenschaftlerin namens Zoe aus Paris, eine Bekannte seines Vaters, möchte den Stein näher untersuchen. Und so wird schnell klar: Die vier Jugendlichen und der immer noch angeschlagene Ermete treffen sich in Paris! Doch bereits die Anreise gestaltet sich dramatisch. Harvey wird gleich am Flughafen entführt und in Madame Cybeles unheimliches Reich voller tödlicher Kreaturen verschleppt. Während Ermete noch auf der Lauer liegt, wird Harvey von Zoe gerettet. Dieser glückliche Zufall entpuppt sich später jedoch als abgekartetes Spiel. Zoe und Cybel arbeiten beide mehr oder weniger für den Oberbösen Heremit Devil aus Shanghai. Gleichzeitig ist Zoe aber auch einer der vier Magier, diejenigen, die vor hundert Jahren das Ritual ausgeführt haben, auf das nun die vier Jugendlichen vorbereitet werden. Sie beobachtet Mistral und ihre Mutter schon lange und steuert ihr Leben. Zoe hilft den vier Jugendlichen, damit diese sie zu dem Geheimnis führen, das sie wiederum an Devil verkauft.

Die Anreise von Elettra und Sheng aus Italien gestaltet sich noch viel abenteuerlicher, weil sie bemerken, dass sie beobachtet werden. Sie lassen darum Elettras Vater allein im Zug zurück und reisen mit Marktbestellern und zuletzt auf einem gestohlenen Motorrad in die französische Hauptstadt.

Die Suche nach dem Schiff der Isis führt unsere Helden auf einer abenteuerlichen Schnitzeljagd durch die Stadt, die immer dramatischer wird. Würgeschlangen, Schüsse, ein Heißluftballon spielen eine Rolle dabei, Les Halles, Notre Dame, der Louvre, der Triumphbogen und La Arche, die Seine, ein paar Pariser Restaurants, eine Botschaft von Alfred Van Der Berger in einem Restaurant-Gästebuch. Gesucht wird das Schiff der Göttin Isis und als Wegweiser dienen nicht nur die Karte der Chaldäer und die magischen Kreisel, sondern auch Napoleons goldene Uhr. Doch die meisten Kellner von Paris scheinen Spione von Madame Cybel zu sein, insbesondere diejenigen mit den schwarzen Krawatten. Immer wieder erregen unsere Helden die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt. Der Autor illustriert diese Abenteuer durch bunte Fotos von Gebäuden, Stadt- und Speiseplänen, Post- und Fahrkarten. Unterstützt werden unsere Helden durch Elettras Vater und Mistrals Mutter, die mehr oder weniger in die Geschichte eingeweiht werden. Ganz unerwartet erhalten sie auch Hilfe von Jacob Mahler, der doch nicht tot ist, und mit seinem tödlichen Geigenbogen die Stadt unsicher macht. Erst zuletzt erfahren wir, dass

er die Seiten gewechselt hat. Hier wird keiner geschont und es gibt mehrere Tote. Unsere fünf Helden leben am Ende immer noch, doch von den vier Magiern der vorigen Generation bleibt zuletzt nur noch Irene in Rom, Elettras Tante. Als Madame Cybel zuletzt ihre Beute begutachtet, all die historischen Schätze, die sie unseren Helden entreißen konnte, entfährt ihr: „Was für eine unmögliche Schrottsammlung!“

Ein paar logische Widersprüche und physikalische Unzulänglichkeiten irritieren mich gelegentlich. Beispielsweise ist immer noch nicht geklärt, warum die vier Jugendlichen zur selben Zeit im selben Hotelzimmer gelandet sind, wo doch die Beteiligten nichts von der Sache wissen? Warum ist es wichtig, dass alle vier am 29. Februar geboren wurden? Ist das ein magisches Datum und sie haben darum magische Begabung? Oder könnte jeder die Magie ausüben, nachdem er von den vier Weisen ausgewählt wurde? Und wenn die vier älteren Weisen ebenfalls magische Kräfte haben, warum setzen sie sie nicht ein? Warum weiß Zoe nicht, welches magische Artefakt gesucht wird? Hatte sie es nicht vor hundert Jahren ebenfalls gebraucht? Wieso funktioniert die goldene Sonnenuhr zu jeder Tageszeit? Woher weiß sie, dass ihre Zeiger auf irgendeine Statue und die Sonne ausgerichtet sind? Wenn wenigstens die Tageszeit festgelegt wäre, dann könnte man davon ausgehen, dass nur dann das Sonnenlicht in einem bestimmten Winkel in die Uhr fällt. Aber so lässt sich ihr Mechanismus leider gar nicht sinnvoll erklären, außer durch Magie. Aber trotzdem: Die Geschichte ist fesselnd, Paris wie ich es kenne und die fünf Helden muss man einfach mögen.

Wohin es im vierten Band geht, ist somit klar: Wir reisen nach Shanghai! (Leider erst in der Juli-Ausgabe.)

„*Ein Jahr ohne Juli*“ von Liz Kessler ist ein Jugendroman über die alte Frage: „Kann man die Vergangenheit ändern?“ Jenny und Juli sind allerbeste Freundinnen und ihre Familien fahren jede Sommerferien in dieselbe Ferienanlage, wo sie unbeschwerte Wochen miteinander verbringen. Doch dann geschieht ein schrecklicher Unfall, der beide Familien zerbricht und beinahe auch die Freundschaft zwischen Jenny und Juli. Der Unfall wird in zwei Stunden stattfinden. Jenny erfährt dies, als sie mit dem alten Fahrstuhl ein Jahr in die Zukunft fährt. Doch schon sind die zwei Stunden um, und sie kann es nicht mehr verhindern. Sie fährt noch ein weiteres Jahr weiter und dann noch eines und sieht, wie die Situation sich zuspitzt und es allen immer schlechter geht, ihre Eltern sich scheiden lassen und Juli allen Lebensmut verliert. Sie muss es unbedingt verhindern, unbedingt! Jenny kämpft mit Hammer, Schraubenzieher und den Fähigkeiten einer Zwölfjährigen gegen das Schicksal und gegen die Zeit. Der Fahrstuhl, der einen eigenen Willen zu besitzen scheint, bringt sie schließlich zurück in die Gegenwart – kurz vor dem Unfall. Doch alle Versuche Jennys, den Lauf der Dinge zu ändern, schlagen fehl. Sie kann den anderen von ihrer Zeitreise nicht erzählen, denn das hat sie in der Zukunft bereits oft genug vergeblich versucht. Also bringt sie sich selbst in

Lebensgefahr. Eine schmerzhafteste, spannende Geschichte über Schicksal und Freundschaft.

Tatsächlich in die Vergangenheit reisen wir in Ulrike Schweikerts „*Das Kreidekreuz*“. Der Roman spielt in einer wegweisenden Zeit Deutschlands: Luther hat die Religion reformiert und Götze von Berlichingen führt den Bauern-Aufstand gegen den Adel an. Die Spaltung geht nun durch Städte und Familien. Anne-Katharina erlebt die Unruhen selbst mit, weil sie keine Ratsherrengattin ist, die sich damit begnügt, Hauben zu besticken und Höflichkeitsbesuche zu machen. Dabei gerät sie in Gefahr und erlebt eine unerfüllbare Liebe. Die größte Gefahr jedoch droht ihr von jemandem, der ihr nahe steht... Dieser Roman vereint lebenswerte Hauptpersonen und eine spannende, glaubwürdige Handlung vor historischem Hintergrund.

Eine Reise auf einen anderen Kontinent erleben wir in Eva Ibbotsons „*Maia oder Als Miss Minton ihr Korsett in den Amazonas warf*“. Die Fahrt geht nach Brasilien. Maias Eltern sind bei einem Unfall gestorben und nun lebt sie von einer Waisenrente – zunächst in einem englischen Mädcheninternat, dann jedoch soll sie zu entfernten Verwandten an den Amazonas ziehen, zu den Carters. Diese sind fast pleite und brauchen das Geld. Maia selbst passt nicht in diese englische Familie, die ihr Haus gegen Sonnenlicht, Termiten und brasilianisches Essen abschottet. Die Carters leben eigentlich in England, nicht am Amazonas. Begleitet wird Maia von Miss Minton, der neu eingestellten Gouvernante der Familie. Tatsächlich herrscht ein gewisser Verschleiß an Lehrerinnen, was nicht nur an der Lernunwilligkeit der beiden Zwillinge des Hauses liegt, sondern an der insgesamt unangenehmen Atmosphäre. Miss Minton hat jedoch auch ganz private Gründe, nach Brasilien zu reisen, nämlich die Jugendfreundschaft mit Mister Taverner, der damals seine adlige Familie verließ, um am Amazonas als Pflanzenforscher zu leben. Leider ist er vor kurzem gestorben, was sie erst nach ihrer Ankunft erfährt. Sie ist also genauso wie Maia ganz allein in dieser fremden, exotischen Welt. Die beiden vereint ihre Liebe zu Büchern und zu Wissen.

In diesem Buch geht es um die Fragen: „Was ist Heimat? Was ist Familie?“ Und letztlich sind unsere Hauptpersonen viel glücklicher in ihrer Wahlheimat als in der, in die sie hinein geboren wurden. Annabella „Minti“ Minton und Maia lieben den Dschungel, den Amazonas und das Leben auf einem Boot. Sie gründen zusammen mit dem Professor, dem Leiter des Museums, und Taverners Sohn Finn eine abenteuerlustige Familie, die sich auf die Suche nach dem ausgestorbenen Riesenfaultier macht. Nicht um es zu finden, sondern um gemeinsam unterwegs zu sein und Wissen zu erwerben. Doch bis es so weit kommt, müssen viele Abenteuer überstanden werden. Maia muss – gleich Aschenputtel – zu einer ihr verbotenen Theateraufführung in Manaus gelangen, der junge Schauspieler Clovis King muss nicht nur auf der Bühne, sondern auch im echten Leben den „kleinen Lord“ spielen, sie müssen den Klauen der

glasaugensammelnden Carters entkommen, zwei englische Privatdetektive täuschen, einen verheerenden Brand überleben, den Indianern ein Lied vorsingen und ein Korsett in den Amazonas werfen. Das Korsett hat sie zwar an die Flusspolizei verraten, doch dadurch auch die Klärung der Verhältnisse erzwungen, so dass die kleine Wahlfamilie sich nicht länger verstecken muss.

Daniel Glattauer hat mal wieder einen Krimi der anderen Art geschrieben: „*Geschenkt*“. Gesucht wird ein Serientäter, genauer: ein Serienwohltäter. Irgendjemand verschenkt regelmäßig 10.000€ an wohltätige Einrichtungen. Mit im Briefumschlag steckt dann jeweils ein Zeitungsartikel von Gerold Platzek. Darum macht sich Gero, aber nicht nur dieser, auf die Suche nach dem Täter. Eigentlich ganz Österreich rätselt. Es werden auch immer wieder Verdächtige gefunden. Zunächst sind es zwei falsche Fährten: der Besitzer der Supermarktkette, in deren Kostenloszeitung Geros Artikel erscheinen, und der Ehemann von Geros Exfrau – ein Waffenhändler auf der Flucht vor dem Finanzamt. Auch die Künstlerin, die die erste Spende verschenkt hat und anonym bleiben möchte, ist nicht der gesuchte Serientäter. Schließlich schreibt der Wohltäter Gero sogar E-Mails, doch das geplante Treffen in einer Bar misslingt. Der Leser erfährt trotzdem die Identität des anonymen Spenders, nur leider Gero nicht.

Gero ist der typische Detektiv: Er trinkt viel Alkohol, lebt allein, hat ständige Geldsorgen, familiäre Probleme. Sein Idealismus und seine Energie sind ihm verloren gegangen. Zum Glück jedoch gibt es Manuel. Gero hat erst vor wenigen Tagen erfahren, dass er einen Sohn hat, nämlich als dessen Mutter für ein halbes Jahr ins Ausland geht und jemanden braucht, bei dem Manuel seine Hausaufgaben machen kann. Das ist zunächst Geros Minibüro und als Gero seinen Job kündigt, dessen vermüllte Wohnung. Manuel engagiert sich mehr und mehr für Geros Sozialreportagen, recherchiert und schreibt selbst und fiebert mit den Spendenempfängern mit. Natürlich will auch er unbedingt wissen, woher das Geld stammt. Viel wichtiger ist Gero jedoch sein Verhältnis zu seinem Sohn und auch zu seiner Tochter, die bei seiner Exfrau lebt, und zu seiner neuen Schwärmerei, der Zahnärztin Rebecca. Ganz lebensecht finde ich, wie Gero an seinen SMS und E-Mails an die Liebste feilt, die ja ganz genau das Richtige ausdrücken soll und darum die Wortwahl enorm wichtig ist für den Wortprofi. Leider bricht der Roman dann irgendwie ab. Einige Fragen bleiben ungeklärt, auch wenn wir nun den Namen des Wohltäters kennen.

Mal wieder ein neuer Roman von A. Lee Martinez: „*Miss Minotaurus und der Huf der Götter*“. Seine Fantasy-Geschichten spielen in den USA unserer Zeit, die sich jedoch von der Realität dadurch unterscheiden, dass hier diverse Götter ihr Unwesen treiben und auch Wesen leben, die wir nur aus Legenden und Sagen kennen. In dieser Geschichte sind die Helden Helen, das Minotauren-Mädchen, Troy, der gut aussehende, perfekte asiatische Highschool-Typ und Nigel, der Ork aus der Motorradgang „Wilde Horde“. Und natürlich der

vergessene oder verbannte Gott, der nur alle 300 Jahre erscheint und seine Anhänger um sich sammelt. In diesen paar Tagen jedoch könnte er die Welt zerstören. Wenn für ihn ein oder zwei Helden eine Reihe magischer Artefakte sammeln und an einen bestimmten Ort bringen. Darum schickt er Helen und Troy, die zufällig zur falschen Zeit am falschen Ort sind (abends um 11 im Hamburger-Restaurant) auf eine Quest. Früher im alten Griechenland nannte sich das Odyssee. Heute, im modernen Amerika sind solche Unternehmungen natürlich sowohl genehmigungspflichtig als auch kommerziell vermarktet und werden von einer staatlichen Behörde bewacht und kontrolliert. Ob die Beamten des NQB (National Questing Bureau) Helen und Troy helfen oder sie eher behindern, das wird jedoch immer unklarer. Sollen sie nun erfolgreich sein oder lieber versagen, damit der vergessene Gott nicht die Welt zerstört? Auf jeden Fall schickt man sie in die Hütte einer bösen Hexe, ohne sie angemessen zu warnen. Andererseits erhalten Helen und Troy für ihre Dienstreise eine Reisekostenerstattung.

Der Aufbruch ins Abenteuer fühlt sich toll an: „Es löste ein unglaubliches Gefühl der Freiheit und des Abenteuers aus, in dem Chimera dahin zu brausen, mit offenem Verdeck und Wind im Haar, der Freeway lag so offen vor ihr wie die Schwelle zu einer neuen Welt.“ (Anmerkung: Ein Chimera ist eine dieser amerikanischen Oldtimer-Automarken.) Die erste Bestie, die ihnen begegnet, ist dann allerdings der morgendliche Berufsverkehr. Dann berät sie an einem Imbisswagen ein Orakel, das ihnen ihre Wegkarte in Form eines unsauber verkritzelten Kinder-Labyrinths in die Hand drückt. Sie kämpfen gegen einen (offiziell lizenzierten) Zyklopen namens Cliff, begegnen den drei Schicksalsgöttinnen und der Baba Yaga. Im Hotel fragt man schon beim Einchecken: „Seid ihr auf der Durchreise oder seid ihr Helden?“ Sie sind nämlich nicht die einzigen Reisenden in Sachen Quest!

Ein ganz klarer Gegenspieler für unsere beiden liebenswerten Helden ist der Ork-Gott Grog, der eine ganze Motorradgang auf ihre Fersen schickt, um sie zu töten. Diese Biker schwanken ulkig zwischen primitiven Bösewichten und zivilisierten Amerikanern. Zuerst zerschlagen sie in einem Schnellimbiss die Einrichtung, danach bezahlt Nigel den Schaden mit seiner Kreditkarte. Aber auch das war „angemessen verwegen, denn seine Frau würde ihn wahrscheinlich umbringen, wenn sie ihren neuen Kontostand sah.“

Es entrollt sich ein Road Movie der magischen Art, bei dem man nie weiß, ob man sich in der griechischen Antike, einem Computerspiel, einer Parodie oder einem bunten Albtraum befindet. Dieser Roman liest sich wie ein Terry Pratchett: witzig, voller sprachgewandter Wort- und Symbolspiele und Anspielungen auf den Irrsinn des modernen Lebens. Beispielsweise als Helen ihren Ex-Chef bei der Polizei anzeigt, weil es illegal ist, Mitarbeiter einem Gott als Menschenopfer darzubringen. Auch der Versuch allein ist strafbar. Abgesehen davon fühlt Helen sich diskriminiert, da ihr Chef selbstverständlich davon ausging, dass sie wegen ihres Minotaurismus noch Jungfrau sei. Damit fängt es an und geht in diesem Tempo weiter. Typisch auch, dass Helden und

Götter erstaunlich vielen Regeln folgen müssen. Die Bösen übrigens nicht. Und dann gibt es noch Erfahrungswerte. Beispielsweise sollte man immer dafür sorgen, dass einem kein anderer Held auf seiner Route folgt. Denn wir wissen ja, dass jeder Held am Ort der Gefahr jede Menge angenagte Skelette als Szenendekoration vorfindet: die von gescheiterten Helden. Alle Helden müssen solange versagen, bis der letzte kommt und siegt. Also muss man sicherstellen, dass einem keiner folgt. Natürlich ist das nicht logisch. Das ist als wenn man sagen würde, der Schlüssel liegt immer am letzten Ort, wo man danach sucht. Darum sollte man dort zu suchen beginnen. Naja, Heldenreisen sind sowieso das „Life-Improvisationstheater der Götter“. Und unsere Helden „spielen nach Gehör“.

Wie es sich für eine gute Heldenreise gehört, haben unsere Hauptpersonen am Ende sehr viel gelernt. Ganz besonders Helen, denn Troy war ja schon immer perfekt: „Da war er wieder. Verünftig. Nie beleidigt. Nie genervt. Es störte sie, dass er auf diese Art nie ganz menschlich war. Sie hatte beschlossen, es müsse entweder bedeuten, dass er oberflächlich und zu selbstsicher war oder tiefgründig und tiefenentspannt. Sie wusste noch nicht, welches davon.“ Helen jedoch hat am Ende ihrer Reise gelernt, mit ihrem Minotaurus-Fluch zu leben, ihre körperliche Stärke und ihre Wut zuzulassen. Immerhin rettet sie damit die Welt – oder zumindest drei amerikanische Bundesstaaten. Auch der Leser erfährt eine Menge über das Leben. Beispielsweise dass ausgebildete Helden nicht immer die größeren Erfolgchancen haben und außerdem die Wahrscheinlichkeit gering ist, dass ausgerechnet diese für eine Aufgabe ausgewählt werden. Oder: „Aber eines, was ich aus dem Leben hier in Gateway gelernt habe, ist, dass die Helden, die am meisten erzählen, am wenigsten tun. Es zählt aber nicht, was man sagt, sondern was man tut.“ Ja, das ist wie im echten Leben! „Chaos und Schicksal sind größtenteils nicht zu unterscheiden. Ihre Endergebnisse sind im Grunde dieselben.“ „Was ist aus Sicht eines Sterblichen deprimierender? Zu glauben, dass es keinen großen Plan gibt und alles willkürlicher Zufall ist? Oder dass alles einem einzigen vereinheitlichten Entwurf folgt und ihr nichts weiter seid als die tanzenden Marionetten eines Universums, das in euch nur das Mittel zum Zweck sieht?“ Tja, das ist die entscheidende Frage des Lehrstücks.

„*Unterland*“ von Wolfgang und Heike Hohlbein zieht den Leser hinab in ein Höhlensystem unter der Erde, wo seit fünfhundert Jahren Menschen leben, seit den Tagen der Pest. Irgendein mysteriöser Zauber sorgt dafür, dass es dort hell ist und Pflanzen wachsen. Außer den Menschen gibt es dort unten auch magische und gruselige Wesen: Irrlichter, Dämonen, Ghoule und Trolle. Sie leben einträchtig nebeneinander her und teilen sich das riesige Höhlensystem. Der Schüler Michael lernt bei einem Schulausflug zufällig oder auch nicht zufällig den Schriftsteller Wolf kennen und folgt ihm in eine Nebenhöhle der Katakomben unter der Stadt. Dabei stürzen sie ab und entdecken eine mit warnenden Schriftzeichen versehene Tür. Wolf muss sie unbedingt öffnen und

erforschen, was dahinter liegt. Michael will ihm zwar nicht folgen, aber auch nicht ohne das Licht von Wolfs Taschenlampe allein zurück bleiben. Und so geraten sie immer tiefer und tiefer unter die Erde, bis sie schließlich gefangen genommen werden. Als sie nach einer Woche aus der unterirdischen Welt fliehen, verliert Michael zwar seine Erinnerung an die Ereignisse, doch Wolf hat mehr als nur die Idee für einen neuen Roman mitgenommen.

Ein Jahr lang interessiert sich die Presse für die beiden Verschollenen, den Roman, den Wolf im Unterland spielen lässt und schließlich die geplante Verfilmung. Dann jedoch holt sie das Unterland wieder ein. Unter ihren Füßen wird gegraben, Löcher tun sich auf und die Wesen der verborgenen Welt kommen ans grelle Tageslicht unserer Welt. Außer ihrer barbarischen Kraft stehen diesen Wesen auch magische Fähigkeiten zur Verfügung. Michael wird nun nicht nur von Gestalten verfolgt, an die er sich nur nach und nach erinnert, sondern auch von Wolf, der völlig den Verstand verloren zu haben scheint. Ein Vernichtungskampf beginnt, bei dem es um mehr geht als nur um ein paar Menschenleben, sondern um die Herrschaft über beide Welten.

Nach und nach erfährt Michael mehr über seine eigene Vergangenheit und seine Familie. Dies wirft ein ganz neues Licht auf die Ereignisse. Leider wird dann im Nachhinein manches auch schwer verständlich und widersprüchlich. Das tut aber dem Schaudern und dem Mitgefühl keinen Abbruch.

In Frank Schätzing's Roman „*Der Schwarm*“ reisen wir aufs Meer und in die Tiefsee. Die tieferen Bereiche des Meeres sind genauso unerforscht wie der weite Weltraum um uns herum. Und auch dort könnte sich intelligentes Leben befinden, von dem wir nicht wissen. Was, wenn dieser Intelligenz irgendwann die Geduld ausgeht? Wenn sie den Menschen als die Ursache der Umweltprobleme erkennt und loswerden will? Wenn alle Wesen der Tiefe sich verbünden und zum Gegenangriff übergehen? Dann sieht der Mensch ziemlich hilflos aus!

Zunächst beginnt es mit einigen unerklärlichen Angriffen von Walen und Muscheln (ja: Muscheln, ganz viele davon!) auf Schiffe, die damit enden, dass selbst größere Fahrzeuge sinken. Hochgiftige Quallen, beißwütige Würmer, weiße augenlose Krebse, die sich alle nicht natürlich verhalten. Mutationen, die noch kein Mensch gesehen hat, als seien sie extra als Waffen gezüchtet. Kann das sein? Oder stecken doch arabische Terroristen dahinter, wie der CIA vermutet? Die USA gründen einen Krisenstab aus Militärs und den besten Wissenschaftlern aus der ganzen Welt, um das Rätsel zu lösen. Und das schnell! Es geht um Tage, wenn nicht um Stunden, als New York und Washington evakuiert werden müssen, in Frankreich eine unbekannte Seuche grassiert, die ganze Nordsee implodiert, zahlreiche Küstenstädte ausgelöscht werden und zuletzt ein Vulkan von Was-auch-immer destabilisiert wird.

Den Forschern gelingt es erfolgreich, mit der Tiefsee Kontakt aufzunehmen und zu kommunizieren. Leider gibt es zu viele Missverständnisse, und zuletzt stehen sich Militär und Wissenschaft gegenüber, denn sie versuchen, die Krise mit

ihren jeweiligen bewährten Mitteln zu lösen. Das Militär will den Schwarm auslöschen, ganz gleich, ob dies die Meere und den Rest der Welt destabilisiert. Die Forscher wollen weiter kommunizieren, Verständnis wecken und zu einem Miteinander kommen. In einem bombastischen Showdown auf einem sinkenden Flugzeugträger kämpfen die beiden Parteien und Weltanschauungen gegeneinander. Die Extremsituation bringt Irrsinn und Vernunft, Ehrgeiz und Heldenmut ans Licht. Ist die Welt noch zu retten?

Nach diesem Roman begann ich gleich Schätzing's „*Lautlos*“, verlor aber daran schnell die Lust. So sympathisch, spannend und informativ „Der Schwarm“ gewesen war, „Lautlos“ kommt bei weitem nicht daran heran. Dadurch dass mir die handelnden Personen unsympathisch waren und die Handlung nach 100 Seiten immer noch nicht in Gang kam, erschien mir der Rest dieses dicken Schinken als Zeitverschwendung.

„*Aftershock*“ ist ein chinesischer Film über das verheerende Erdbeben in Tangshan 1976 und das Leben der Betroffenen danach. Das ist aber nur die äußere Handlung. Genau genommen geht es um Mutterliebe in all ihren Facetten. 1976 verliert eine junge Frau ihren Ehemann. Ihre beiden Kinder sind verschüttet und sie muss sich entscheiden: Heben die Hilfskräfte die Betonplatte auf der einen Seite an, wird der Sohn gerettet und die Tochter zerquetscht. Heben sie an der anderen Seite an, wird die Tochter gerettet und der Sohn zerquetscht. „Rettet sie beide!“ lässt sich nicht machen. Also entscheidet sie: „Rettet meinen Sohn!“ Der Junge verliert seinen Arm, aber auch seine Mutter, denn sie lebt nun mit schlimmsten Schuldgefühlen. So erfährt sie auch nicht, dass ihre Tochter zwischen den Leichen aufgewacht ist. Das Kind wird von liebenden neuen Eltern adoptiert, kann aber das Erlebnis nie vergessen. Sie hasst ihre leibliche Mutter. Als sie selbst während des Studiums schwanger wird und der Vaters des Kindes sie zur Abtreibung drängt, taucht sie unter und verliert auch den Kontakt zu ihren Pflegeeltern. Sie heiratet einen Kanadier und verlässt das Land. Bis erneut in China ein schweres Erdbeben stattfindet. Sie meldet sich freiwillig als Helferin und erlebt nun als Erwachsene wieder eine schwere Entscheidung einer Mutter mit. Dann begegnet sie inmitten der Trümmer ihrem Bruder, der ebenfalls freiwillig mitarbeitet. Es kommt zu einer bewegenden Aussöhnung zwischen Mutter und Tochter.

Eine von Menschen gemachte Katastrophe erleben wir in „*Beute*“ von Michael Crichton. Das Nanotechnologie-Unternehmen Xymos stellt in der Wüste von Nevada Nanoroboter her, die auf Bakterien aufbauen und als Schwarm von Minikameras als unzerstörbare Aufklärer fürs Militär dienen sollen. Leider haben sie Schwierigkeiten mit dem Wind. Zunächst. Als ein Schwarm der winzigen Biester in die Wüste entweicht, lernen sie schnell, sich an ihre Umgebung anzupassen, sich zu vermehren und zu ernähren. Ihre Evolution verläuft in rasanterem Tempo als die jedes natürlichen Lebewesens. Innerhalb

Tagen entwickeln sie sich zu einer Landplage und bedrohen das Leben der Wissenschaftler/innen. Jack Forman, ein ehemaliger Angestellter, der das Computerprogramm einst entworfen hat, soll nun das Problem lösen. Er kann kaum „nein“ sagen, denn er ist seit einem halben Jahr arbeitsloser Hausmann, und das Leben seiner Frau ist in Gefahr. Irgendetwas ist mit ihr geschehen, da draußen in der Wüste. Er fliegt also hin. Nach und nach begreift er, wie die Kollegen und Kolleginnen nach seinem Weggang eine tödliche Bedrohung erschaffen haben. Zunächst kann er dem schwarzen Schwarm noch mit einfachen Tricks entkommen, doch die Maschinen lernen schnell und leider sind sie bereits da, wo sie nicht sein sollten. Ein ungleiches Duell zwischen Mensch und künstlicher Intelligenz beginnt. Ein spannender Thriller mit Hintergrundwissen über Nanotechnologie, Agentensysteme und Biotechnologie, der einen treffenden Eindruck von den Möglichkeiten und Gefahren dieser drei Technologien vermittelt, gerade auch wenn man sie miteinander kombiniert. Es wird auch aufgezeigt, unter welchen Rahmenbedingungen selbst kluge Köpfe gefährlich dumme Fehler machen.

Bolscho ist die Hauptperson des Films „*Kontroll – Jeder muss bezahlen*“. Die Geschichte spielt vollständig in der Budapester U-Bahn, denn Bolscho geht nicht mehr nach draußen. Er schläft auf dem Boden einer Station, bis sein nächster Dienst als Fahrkartenkontrolleur beginnt. Ich verstehe jetzt auch, warum diese Typen immer so unfreundlich sind. Es ist fast schon komisch, welche krassen Situationen die Kontrolleure mit Schwarzfahrern erleben. Das geht bis zu Schlägereien mit einer Gruppe Fußballfans. Hinterher bluten sie aus mehreren Wunden. „Wir sehen schlimmer aus als die Typen, die wir erwischen sollen“ und „Wie soll ich das wieder dem Betriebsarzt erklären?“ Es scheint mehr Schwarzfahrer als zahlende Fahrgäste zu geben und jeder hat eine andere Strategie, sich zu drücken. Der eine stellt sich taub, der andere beginnt eine philosophische Diskussion, die nächste droht mit einer Anzeige wegen sexueller Belästigung.

Bolscho ist der Held unserer Geschichte. Offensichtlich ist er auf der Flucht, doch selbst hier unten holt ihn das ein, was er zu vermeiden versucht, weil es in ihm ist. In seinem früheren Beruf war er der Beste gewesen, doch er entfloh der Konkurrenz und der Versagensangst in die unterirdischen Tunnel. Aber auch hier unten stellt er sich jeder Herausforderung. Er misst sich im „Schienenlaufen“ mit dem Obermacho-Kontrolleur. Das heißt, sie rennen auf den Schienen von einer Haltestelle zur nächsten, immer vor der nächsten Metro her. Wieder siegt er. Er liefert sich ein Wettrennen mit Butzi, dem gefürchteten jugendlichen Schwarzfahrer, der Kontrolleuren Schaum in die Augen sprüht. Doch dieses Spiel geht tödlich aus. Butzi wird von einem Vermummten vor den Zug gestoßen, wie viele andere vor ihm. Bolscho gerät in den Verdacht, der Mörder zu sein, und kündigt seinen Job.

Nun wäre er ganz verloren, gäbe es nicht die hübsche Tochter eines Metrofahrers, der ebenfalls hier unten wohnt. Die junge Frau trägt ständig ein

Bärenkostüm. Doch der Teddybär löst nie eine Fahrkarte. Bolscho hat sie einst beim Schwarzfahren laufen lassen, später rettete er sie vor einer mordlustigen anderen Kontrollmannschaft, die im Kampf ihr Kostüm zerrissen hatten. Sie fragt ihn am Fuß der Rolltreppe, ob er „auf einen Kaffee mit nach oben“ käme, doch er lädt sie stattdessen auf einen Kaffee am Automaten ein. „Schön hier“, sagte sie. „Kommst du öfter hierher?“ Er: „Nur, wenn ich eine Frau beeindrucken will.“ Dann sitzt sie mit entblößten Schultern und abgestreiften Bärenohren neben ihm. Sie kehrt zur Metro-Kostümparty wieder und ist nun eine Fee mit zarten Flügeln. Sie errettet ihn und sie fahren gemeinsam die Rolltreppe hinauf in ein neues Leben.

Um die allerletzte Reise eines Menschen geht es in „*Der letzte Tag eines Verurteilten*“ von Victor Hugo. Genauer gesagt geht es um seine letzten sechs Wochen zwischen Verurteilung und der Vollstreckung der Hinrichtung unter der Guillotine. Hugo (und Zola) habe ich früher nicht gerne gelesen, weil er so schrecklich im Dreck herumwühlt. Nun ja, aber es gibt eben diese schmutzigen Ecken wie z.B. die Kerkerzelle eines zum Tode Verurteilten, in der dessen Gedanken im Kreis herum laufen. Für alle um ihn herum ist er bereits tot und jeder überlegt, wie er noch Nutzen aus ihm ziehen kann. Der eine will mit ihm die Jacke tauschen, der Kerkerwächter glaubt, dass ihm die Zahl, die ein zum Tode Verurteilter nennt, beim Glücksspiel Gewinn bringen wird, andere wollen bei der Hinrichtung Essen, Getränke und Sitzplätze verkaufen, und der Rest der Welt will anscheinend nur Spaß haben. Selbst der Schriftsteller, der Anteil nehmend zu Recherchezwecken der „letzten Toilette“ des Verurteilten vor der Hinrichtung beiwohnt, zieht Gewinn daraus, denn er schreibt eine aufsehenerregende Reportage über das, was hinter den Kulissen des Hinrichtungsspektakels passiert. Angeblich sorgte die Erzählung schon vor fast 200 Jahren für Aufsehen. Ehrlich gesagt verstehe ich nicht wieso. Jemand, der eine Hinrichtung für eine aufregende Unterhaltungsveranstaltung hält oder für ein gutes Geschäft, der wird doch nicht plötzlich beim Lesen einer Erzählung erkennen, wie herzlos er ist. Das wäre mir neu. Vermutlich hat die Geschichte einfach das ausgedrückt, was die schon immer dachten, die bei Hinrichtungen zu Hause bleiben.

Andrea Herrmann

Das Gespenst am Mooresee

Manfred Müller kam von einem Geschäftsessen mit einem zähen Verhandlungspartner und fuhr ruckelnd über die Landstraße. Er hatte einiges getrunken und ihm war schlecht. Jede Minute würde er sich übergeben müssen. Er fuhr im Dunkeln rechts ran und stieg aus. Da erst sah er, dass er sich ausgerechnet den Parkplatz des Moorees ausgesucht hatte. Hier roch es nach Fäulnis und modernden Pflanzen. Der Nebel waberte kniehoch um seine Waden. Egal, sein Magen drängte. Er erbrach sich in ein Brombeergebüsch und wischte sich den Mund ab.

Als er sich wieder aufrichtete, tauchte aus dem See eine weiße Gestalt auf. Müller rieb sich die Augen und dachte: „Ich bin wirklich sehr betrunken.“ Die Gestalt kam auf ihn zu und er erkannte einen Totenschädel mit leeren Augenhöhlen. Der Gestank nach faulen Eiern verstärkte sich.

Müller wurde ganz anders.

„Was willst du?“ lallte er.

„Dich, weil mein Bräutigam mich verlassen hat. Jetzt habe ich mir dich ausgesucht.“ Das Skelett streckte seine Hand nach ihm aus und legte ihm die kalte Rechte auf den Unterarm. Er wollte zurückweichen, aber es ging nicht. Ihr Griff war fest wie der eines Schraubstocks.

Müllers Beine wurden butterweich. Er wollte etwas sagen, doch da umarmte ihn die weiße Gestalt schon und drückte ihn fest an sich. Ihr Mund stank nach altem Fisch. Erneut musste er sich erbrechen und beschmutzte das Gespenst. Er hörte es noch kreischen. Ohnmächtig sackte er zu Boden.

Als Müller erwachte, war er stocknüchtern und die Sonne schien. Er lag auf dem Rücken, sah den blauen Himmel über sich und spürte den Kies des Parkplatzes in seinem Rücken. Einige Leute standen um ihn herum. Jemand hatte ihm ein Kissen unter den Kopf geschoben und die Beine hochgelegt. Müller hatte aber keine Ahnung, warum er hier war. Oder seit wann. War er nicht nach diesem Abendessen nach Hause gefahren?

„Er kommt zu sich“, sagte ein Mann mit breitkrempigem Hut.

„Was war los, wo bin ich?“

„Wir fanden Sie hier“, antwortete der Mann mit dem Hut.

Dann kehrte die Erinnerung zurück.

Müller sagte: „Da war eine weiße Gestalt. Sie sagte, dass ihr Bräutigam sie verlassen habe.“

„Sie können von Glück sagen, dass Sie noch leben. Schon vielen erschien das Gespenst. Einigen blieb das Herz stehen, andere versanken im Moor und einzelne überlebten wie Sie. Vor zweihundert Jahren hat sich hier nämlich eine Frau ertränkt, deren frisch angetrauter Ehemann sie verließ.“

Jetzt wurde Müller alles klar. Er folgte den Leuten ins Wirtshaus, um sich bei einem deftigen Bauernfrühstück sowohl innerlich als auch äußerlich aufzuwärmen.

Nie wieder würde er so viel trinken, schwor er sich.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichten-sammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Spaß

Dichter Nebel schien das kleine Dorf erst zu erdrücken, um es anschließend zu verschlucken, doch sie liebte solches Wetter seit sie denken konnte. Vielleicht lag es daran, dass sie im Herbst geboren wurde und die ersten Wettereindrücke genau derartige gewesen waren. Natürlich mochte sie auch strahlenden Sonnenschein und sicherlich war ihr der Sommer recht angenehm, doch verabscheute sie beispielsweise enorme Hitze und schwüle Tage. Hätte sie sich für eine Jahreszeit entscheiden müssen, wäre es zweifellos der Herbst gewesen.

An diesem Tag war sie Punkt acht Uhr morgens erwacht und als sie das Wetter sah – für sie so unendlich reizvoll und makellos schön – beschloss sie spontan, sich nur kurz das Gesicht zu waschen, sich die Zähne zu putzen, sich anzuziehen und sofort nach draußen in die Kälte zu wandern. Der Morgen war klirrend kalt, aber sie empfand ihn als herrlich frisch. Es gab für sie keinen besseren Wachmacher – Kaffee hin, Kaffee her. Das Haus lag direkt am Feld und ein weiteres Feld lag dem anderen genau gegenüber. Dazwischen verlief ein Weg steil bergauf, welchen sie sofort in Angriff nahm. Sie wollte einfach nur noch laufen, in der erfrischenden Morgenkälte durch die schwere Nebelwand hindurch, die so undurchdringlich und abweisend erschien – geradezu unfreundlich. Aber irgendwie schien ihr genau das so sehr zu gefallen, dass sie es regelrecht liebte.

Die ersten Schritte lief sie so schnell, dass sie ein wenig außer Atem geriet und daraufhin ihr Tempo drosselte. Genussvoll atmete sie die klare Luft tief ein und fing dabei unbewusst an zu grinsen. Sie schloss die Augen und ging nun sehr langsam weiter, während sie weiterhin die nebelumwobene Kälte genoss. Schließlich blieb sie für einen Moment stehen. In nicht allzu weiter Ferne krächzte ein Rabe. ‚Wie schön‘, dachte sie, denn Tiere mochte sie sehr gerne und für sie waren ihre Laute keinesfalls störender Krach oder dergleichen. Im Gegenteil, sie schätzte es sehr, wenn sie ein Tier in ihrer Nähe bemerkte.

Plötzlich krächzten mehrere Raben wild durcheinander, als ob sie irgendetwas aufgeschreckt hatte. Sie schlug die Augen auf und drehte sich um. Aber das war völlig zwecklos: Hinter ihr lag genauso wie vor ihr eine dichte Nebelwand, und sie konnte weder das Haus, noch die Straße oder den Wohnblock, der links gegenüber vom Haus lag, sehen. Zwischen dem Wohnblock und dem Feld links von ihr verlief ein weiterer Weg, der erst gerade verlief und zum Ende hin ein wenig anstieg. Normalerweise hätte sie ohne den Nebel aus ihrer Position all das sehen können, doch jetzt war alles weg – vom Nebel verschlungen. Sie dachte kurz daran, dass sie nichts und niemanden sehen konnte, aber ebenso konnte sie nicht gesehen werden. Wenn nun also etwas passieren würde... Etwas Schlimmes vielleicht, ein Verbrechen...

„Sei nicht albern“, ermahnte sie sich. „Du hast zu viel Stephen King gelesen! Hier passiert doch nichts, es ist der ruhigste Ort der Welt!“ Natürlich hatte sie sehr viel Stephen King gelesen und sicherlich war es hier äußerst ruhig, und die Stadt lag meilenweit entfernt. Aber schloss diese Tatsache ein Verbrechen aus? Sie setzte rasch ihren Weg fort und versuchte, die ihrer Meinung nach albernen Gedanken beiseite zu schieben. Nero kam ihr in den Sinn – die schwarze Katze aus der Nachbarschaft, welche sie fast täglich sah. Sie sprach ihn immer freundlich an und er kam dann mit erhobenem Schwanz auf sie zu und schnurrte, während er sich an ihren Beinen entlang rieb. Sie lächelte bei dem Gedanken daran. Wie oft hatte sie ihn wohl schon geknuddelt?

Wieder krächzten die Raben und es klang aufgebracht. Sie sah über das Feld zu ihrer Linken, aber weit konnte sie nicht gucken. Nach ein paar Metern war Schluss und sie sah nur den Nebel, der für sie stets etwas Faszinierendes und irgendwie seltsam Beruhigendes an sich hatte. Doch im Moment bekam sie davon ein mulmiges Gefühl. Das war ihr vorher noch nie passiert. Niemals hatte sie eine gewisse Unbehaglichkeit empfunden, auch nicht nach Filmen wie „The Fog – Nebel des Grauens“ von John Carpenter oder Stephen King’s „Der Nebel“. Nebel an sich war doch auch wirklich nicht schlimm. Eine ganz normale Wettererscheinung, weiter nichts. Es bestand kein Grund zur Beunruhigung, nur weil man nicht mehr so weit schauen konnte wie sonst.

Sie blickte über ihre Schulter zurück, doch nichts und niemand war zu sehen. „Na, was hast du denn auch erwartet“, dachte sie sarkastisch. „Dass plötzlich ein Irrer mit einem Messer in der Hand auftaucht, der dir dann hinterher läuft und versucht, dich umzubringen? Absolut lächerlich!“ Sie atmete tief ein und aus und schloss dabei die Augen. Dann schüttelte sie lächelnd den Kopf. Es war unsinnig, nicht wahr? Es gab zahlreiche Erklärungen für das Krächzen der Raben, angefangen von anderen Leuten, welche trotz des Wetters (oder vielleicht gerade deswegen, so wie sie, aber das glaubte sie weniger) zu Fuß unterwegs waren und den anderen Feldweg entlang gingen, bis hin zu einem Fuchs oder einer Katze – ja, vielleicht sogar Nero! Sie lief weiter und ihre Gedanken vertieften sich wieder in den Nebel. Wenn sie ihn länger betrachtete, fühlte sie sich immer seltsam leicht und frei. Langsam entspannte sie sich wieder.

Doch dann kam erneute Unruhe bei den Raben auf und diesmal viel lauter als zuvor. Einer von ihnen flog über sie hinweg, sehr knapp über ihren Kopf, was ungewöhnlich war, denn Raben waren äußerst scheu. Sie zuckte leicht zusammen, aber Raben machten ihr noch weniger Angst als Nebel. Das Gerücht, dass sie angeblich Lämmer und Kälber töteten, war kompletter Blödsinn. Sie fraßen lediglich die Nachgeburt oder Totgeburten, sonst nichts. Raben waren völlig harmlose Tiere, aber sie wusste, dass der Rabe, der ihr so nah gekommen war, sowieso nicht das eigentliche Problem hier darstellte. Sie seufzte schwer und sah sich erneut um – und diesmal sah sie etwas! Eine Silhouette zeichnete sich deutlich in der dichten Nebelwand ab. Sie erstarrte.

„Hör schon auf“, kam wieder die sarkastische Stimme in ihrem Kopf zu Wort. „Dieser Weg gehört doch nicht dir, Herzchen. Stell dir vor, es gehen auch noch andere Menschen hier entlang! Also keine Panik, das ist sicherlich nur ein Spaziergänger und wenn du nun glaubst, dass nur du bei solchem Wetter spazieren gehst, dann liegst du möglicherweise falsch. Außerdem will er oder sie vielleicht auch zu jemandem, der auf der Straße über den Feldern wohnt und geht deshalb hier lang. Schon mal daran gedacht?“ Völlig richtig, es war albern, sich schreckliche Dinge einzubilden bevor es dazu einen Anlass gab. Es ließ einen nur hysterisch und albern wirken und dann wurde man nicht mehr ernst genommen – und sie hasste es, nicht ernst genommen zu werden. Ging es nicht jedem Mensch so? Diese Wut und Verzweiflung, das Gefühl der Hilflosigkeit, wenn sie einen belächelten, obwohl man es ernst meinte, aber sie einem einfach nicht glaubten...

Die Gestalt war immer deutlicher zu erkennen. Es schien eine Frau zu sein. Diese Tatsache beruhigte sie schon mal ein wenig. Okay, es gab einige Frauen, die mordeten, aber doch nicht in der Öffentlichkeit mitten am Tag auf irgendeinem Feldweg in einem ruhigen Dorf wie diesem – oder etwa doch? „Lass diesen Blödsinn endlich“, ging es ihr scharf durch den Kopf. Plötzlich fiel ihr ein, dass es wohl einen äußerst komischen Eindruck auf die Frau machte, wenn sie dort ewig stehen blieb und sie anstarrte. Sie wollte sich gerade umdrehen, als ihr auffiel, dass die Frau einen Gegenstand in der rechten Hand zu halten schien. „Ein Messer oder ein Skalpell“, kam es ihr panisch in den Sinn.

„Du hysterisches Weib“, konterte die Sarkasmusstimme zornig. „Schluss jetzt!“ Doch sie konnte den Blick nicht lösen. Die Frau schien sie erst jetzt zu bemerken, denn sie blieb kurz überrascht stehen und sah sie an. „Nun dreh dich endlich um und geh weiter, du dummes Ding“, wurde sie abermals ermahnt. „Das ist doch peinlich!“ Doch nun setzte sich die Frau in Bewegung und kam schnell auf sie zu. Sie wollte sofort wegrennen, einfach davonlaufen und diese unheimliche Gestalt nie wieder sehen. Aber sie war sich noch nicht sicher, ob es wirklich eine gefährliche Situation war und wenn dies nicht der Fall wäre, so wäre das wohl äußerst peinlich für sie, nicht wahr? Möglicherweise war das bloß ein makabrer Scherz von dieser Person und sie wollte sie damit nur erschrecken. Aber was hielt sie denn da nur in der Hand? Dann wollte sie etwas sagen, doch sie wusste erstens nicht was und zweitens war ihre Zunge ein einziger, schwerer Klumpen.

Nun erkannte sie endlich den Gegenstand. Es war tatsächlich ein Messer! „Nein, das gibt’s doch nicht“, dachte sie. „Hier passiert niemals etwas – doch nicht hier!“ Aber genau diese Einstellung machte die Leute hier unvorsichtig, vermutete sie. Sie gingen nachts allein raus, ohne sich irgendwelche Gedanken zu machen, ob etwas geschehen könnte. Sie vergaßen ihre Haustüren abends abzusperrern und verschwanden keinerlei Gedanken daran, dass jemand einbrechen könnte. Doch tagsüber geschah doch kein Mord! Oder vielleicht doch? Vielleicht war genau das die perfekte Voraussetzung, denn niemand

erwartet sowas. Bei diesem dichten Nebel würde es jedenfalls auf diesem Feldweg keiner mitbekommen. Hier würde jetzt kein anderer Mensch vorbeikommen und niemand würde sie sehen oder hören können, wenn sie laut um Hilfe rief. Dennoch versuchte sie nun doch ihr Möglichstes.

„Hilfe!“ schrie sie, so laut sie nur konnte und rannte, so schnell es ging. Vielleicht konnte sie die Frau abhängen. Langsam war sie ja nicht gerade. Leider traf das auch auf die Fremde zu. Im Handumdrehen hatte sie aufgeholt und stach auf ihr Opfer ein. Immer wieder und wieder. Der Schmerz war unerträglich und sie hörte einfach nicht auf. Es brannte schlimmer als Feuer und sie schrie auf, aber nicht lange, denn nach einigen Minuten versagte ihre Stimme. Irgendwann wurde alles um sie herum schwarz, und sie verlor erst ihr Bewusstsein und schließlich auch ihr Leben.

Die Frau sah auf den Leichnam herab, der zu ihren Füßen lag. Völlig kalt und ungerührt, keine Miene verzog sich. Dann wischte sie mit einem Tempotaschentuch das Blut vom Messer, ließ es fallen und ging dann einfach weiter. Es gab kein Motiv, das sie als Täterin entlarven könnte. War das nicht herrlich einfach? Und genau deshalb, weil es so einfach war, machte es ja solchen Spaß.

Maria Grzeschista

Ich wurde 1992 in Greiz geboren, bin dort aufgewachsen und lebe noch heute dort. Mit etwa 12 Jahren begann ich zu schreiben, mit 15 versuchte ich mich an meinem ersten Roman und seit ich 17 bin schreibe ich liebend gerne Kurzgeschichten, da ich diese auch unglaublich gerne lese. Inzwischen habe ich davon bereits 30 Stück geschrieben und sechs Geschichten wurden schon veröffentlicht. Im Sommer diesen Jahres kommt eine Anthologie heraus, in der eine weitere Kurzgeschichte von mir zu finden sein wird und im Herbst/Winter wird mein erster Roman publiziert.

Ich lese am liebsten Stephen King und Howard Phillips Lovecraft. Außerdem kann ich mich sehr für Horrorfilme begeistern.

Findling

Ein Geräusch wie Fingernägel, voll Kreide und Staub, auf einer Schultafel. Das Dröhnen im Arbeitsgerät setzte sich durch den ganzen Körper fort, als der Pflug über die harte Oberfläche strich. Schmerz von Schaden und Verlust. Bei der Musterung der Pflugscharen zeigte sich an der Unterseite raugeschliffener Stahl, von Furchen durchzogen, daran klebte, neben der Erde, weiß und glitzernd, frisch gemahlener Gesteins- und Metallstaub.

Die Stelle wurde bei der weiteren Bearbeitung des Feldes ausgespart. Immer wieder verriet ein Schaben, dass der Block größer war als gedacht, dass da mehr war, das gemieden werden musste.

Ein Wechselbad aus Frost und Tauwasser, das jede kleinste Ritze fand, hatte ihn in der Eiszeit aus dem Muttergestein gesprengt, dem eigenen Gewicht preisgegeben. Dumpf war er, nach Aufschlägen auf nacktes Gestein, im Firn gelandet. In Jahrzehnten war er durch den Eisstrom vom Gebirge in die Ebene getragen worden, bis ihn der Gletscher aufgab und er liegen blieb. Die Witterung schliff in Jahrtausenden manche Kante rund, doch er blieb groß, hart, unpassend. Lange brauchte der wachsende Boden, um ihn einzuschließen. Als der Wald die Axt kennenlernte und der Boden den Pflug, bildete sich eine dünne Kulturschicht über ihm. Doch sobald es die Geräte erlaubten, die Erde tiefer zu bearbeiten, stieß man hart auf ihn.

Bei nächster Gelegenheit wurde der Block freigegeben, unter äußerster Kraftaufwendung aus seiner Grube gestemmt und beiseitegeschafft. Erleichtert sammelte man sich an der Kante des entstandenen Loches.

Ferri Leberl

Geboren 1975 in Klagenfurt. VWL-Studium in Graz und Maastricht. Lebt heute in Dresden.

Mein Vorname ist Ausdruck karger Verhältnisse: Er ist ein Diminutiv. Abgeleitet ist er von Ferdinand, was wiederum auf Frithnanth zurückgeht: Frith für Friede und Nanth für Dreistigkeit. Dass bei mir nur ein ganz kleiner Friede zu Werke ist, ein Friedl, ist dann wohl hinzunehmen. Von Dreistheit bin ich frei. Das ist immerhin amtlich. Am Mangel herrscht Überfluss: Auch mein Nachname ist ein Diminutiv. Kleine Leber? Besser als umgekehrt. Kleiner Leber im Sinne von Lebender? Zum Sterben zu viel!

Frühlingsbeginn

Früher Blätter grünes Wallen,
Knospenkeime mit Frühlingwucht.
Blüten sich in Fülle ballen,
Blumen voll Entfaltungssucht.

Heiko M. Kosow

wurde 1947 in Wettringen/ Kreis Steinfurt geboren. Nach dem Studium der Sozial- und Rechtswissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum und einem Referendariat als Diplom-Sozialwissenschaftler trat er in den Verwaltungsdienst des Landes Nordrhein-Westfalen ein. Zuletzt war er Regierungsvizepräsident in Arnsberg. Heute lebe er in Münster. Er ist unter den Platzierten beim Dorstener Lyrikpreis 2013.

Im Sommer des Jahres 2011 hat er angefangen einen Gedanken, ein Gefühl, ein Ereignis oder ein Erlebnis der vergangenen Woche zum Sonntag mit dichterischer Freiheit in ein Gedicht zu fassen. Von seinen über 190 Gedichten sind bisher mehr als 160 in 28 Anthologien und Zeitschriften erschienen.

Die Geduld der Felsen

Mein Herz war zu laut letzte Nacht.
So verließ ich die Nähe der Menschen,
um niemanden aufzuwecken.
Doch auch die Tiere der Nacht
beäugten mich misstrauisch.
Die Bäume begannen
zu rauschen.
Die Blumen wendeten
ihre Köpfe.
Ich wanderte weiter,
bis da nur noch Felsen waren.
Still und ewig
ertrugen sie
das Lärmen
meines Herzens.

Katja Leonhard

**1974 in Kaiserslautern, Studium der Germanistik und Sozialpsychologie.
Dozentin und Autorin. Lebt in Ingolstadt. Als Ebooks sind „Die nackte
Unschuld“ (Kurzgeschichten) und „Seemannsgrab“ (Fantasy) erhältlich.*

BRÜGGE

(BRUGGE / BRUGES)

* ***** *

ALTE GASSEN FÜLLEN SICH KUNTERBUNT MIT LEUTEN
VERSIERTE SCHNÄPPCHENJÄGER SUCHEN UNENTSPANNT NACH BEUTEN
VON MARKT UND BELFRIED HÖR ICH DIE TURMUHR SCHLAGEN
WÄHREND POMMESFREAKS HUNGRIG NACH IMBISSBUDEN FRAGEN

NUN SAG, W O KOMMEN ALL DIE MENSCHENTRAUBEN HER
PERMANENTTOURISMUS OHNE UNSCHULD, OHNE UNBESCHWER
FUBGÄNGER, RADLER, KUTSCHEN, AUTOS: UNBARMHERZIGE KETTEN
DIE MIT AFFENZAHN GESCHÄFTIG UM DIE ECKE JETTEN

HERBSTLICH LÄCHELT DIE SONNE. DIE CAFÉS ERNTEN BOOM
SCHLECHTWEITERFRÖSCHE SIND HEUT KRANK, REGENIMMUN
GUTE VIBRATIONS SCHLENDERN DURCH DIE STRAßEN
UND DÜRFEN KEINE SEHENSWÜRDIGKEIT VERPASSEN

FREUNDLICH WIRD FOTOGRAFIERT, GESCHWATZT, GELACHT
ZEIT OPEN AIR IN STRAßENCAFÉS VERBRACHT
DAS ALTE FLANDERN ZEIGT SICH VON SEINER ELEGANTEN SEITE
EIN STADTENSEMBLE, DAS GEMÜTER ZUR SCHWÄRMEREI VERLEITE.

BRÜGGE NIMMT EIN, ENTHÜLLT UNS LANG VERGILBTES STAUNEN
ERKLÄRT IM JETZT DAS EINST. ANDRE GEPFLOGENHEITEN, SITTEN, LAUNEN
BEBILDERT VERGANGNE ZEITEN, FERN VON HIGH & TECH
SCHÖNHEIT GEDEIHT IM SCHATTEN VON NUTZ UND ZWECK

EINE STILLE, DIE IHRE SENSOREN BREITET
SICH SUCHEND INS INNENLEBEN WEITET
PER TAKTGEFÜHL, DAS SICH NICHT AUFDRÄNGT, HETZT,
DAS EHER AUSSÖHNT DENN VERLETZT

EINE MAHNUNG ZUR EINKEHR IM BEGINNENHOF VON BRÜGGE
DIE, MIT LOBPREIS GEPAART, UNSEREN HERRN UND HEILAND SCHMÜCKE
GLAUBE ALS HANDLUNGSKOMPASS ZWISCHEN GENERATIONEN, ZEITEN
VITALER STROM VON UNBESTAND UND STETIGKEITEN

IM EDLEN BRÜGGE BEZEUGEN KUNST UND FRÖMMIGKEIT
EINE ANDERS KONTURIERTE, TIEFE, RELIGIÖSE ZEIT
GOTT ALS TAKTGEBER, GOTT ALS MAß DER DINGE
KEIN PREISGEKRÖNTER SUPERHYPE, KEIN HERR DER RINGE

GEBÄUDE BESITZEN ZEUGENSCHAFTEN, WÜRDE, POESIEN
FABULIER-LUST RINNT AUS KÖPFEN, HERZEN, KNIEN
NICHT ZWINGEND, DASS HIER IRGENDJEMAND IRGENDWAS ERWECKE
LEICHT FINDET ANMUT NAHRUNG, OFFNE TÜREN, VERSTECKE

GESCHRIEBEN
10.10.2015

ESSEN / RUHR

ARNO
PETERS

Jedes Herz ist ein noch nicht gegründetes Start-up

Es ist Nacht
es ist laut
und am Tisch mir gegenüber
sitzt ein Mann, der in dicken schwarzen
Buchstaben
folgende Worte auf
den Arm tätowiert hat:

KEINE KLEINEN AMBITIONEN!

Das klingt dramatisch und
gar nicht schlecht

und wird sogar noch besser,
beinahe der Stoff epischer Tragödien
wenn er dir erklärt,
was es mit diesen Worten auf sich hat:

Das war das Lebensmotto seines Vaters
der 2003 an Leukämie gestorben ist
und der damals, seinerzeit,
mit nichts als ein bisschen Schuhcreme
und unbeugsamen Willen ...

und dann zerfällt alles wieder
wenn dir klar wird
was sein Vater mit diesen
Worten gemeint hat
und er heute immer noch meint
und zwar nur das:

Geld.

* * *

Gute Nacht, mein
lieber Freund.

Es wär so
schön gewesen.

Johannes Witek

geboren 1981. Lebt in Salzburg. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien und „Was sie im Norden der Insel als Mond anbeten, kommt bei uns im Süden in die Sachertorte“, Gedichte und Prosa (Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2009), „Gebete an den Alligator und die Klimaanlage“, Schon wieder Gedichte und Prosa (Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2011), „Voltaires Arschbacken“, Endlich ein Roman (Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2013).

„Meer-Maid“ von Franziska Ruprecht

Texte aus dem Buch „Meer-Maid“, das wir in der vorigen Dezember-Ausgabe rezensiert hatten, gibt es nun auch zum Hören, mit viel Rhythmus:

<https://soundcloud.com/franziskaruprecht/sets/meer-maid-songs>

Gedichte, mit Musik hinterlegt, von der Autorin selbst gesprochen.

Franziska Ruprecht arbeitet als Performance Poetin in München. In Detroit absolvierte sie einen Master in Creative Writing. Zu ihren Auftrittsorten zählen das Roskilde Musikfestival in Dänemark genauso wie das Münchner Literaturfest. Nach ersten Erfolgen in der amerikanischen und europäischen Poetry Slam Szene und Experimenten mit Musik macht die Künstlerin nun „poetry that glitters“. Sie schreibt Gedichte, um das Emotionale zu schützen und um Schönes zu erschaffen.

www.franziskaruprecht.de

Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	30.04.2016	30.04.2016	30.04.2016
Name	Thüringer Krimipreis 2017	Gerlinger Lyrikpreis 2016	exil-literaturpreise 2016
Genre	Krimi, Kurzkrimi, Thriller (unveröff.)	Lyrik (unveröff.)	Prosa oder Lyrik (unveröff.)
Thema	spielt in Thüringen		Schreiben zwischen den Kulturen
Umfang	Exposé, Kurzvita + Manuskript; 150.000-400.000 Zeichen	4-8 Gedichte à max. 30 Zeilen	Max. 10 Normseiten
Form		5fach, Lebenslauf + Bibliographie, Anschrift; DIN A4	Deutschsprachig in 4facher Ausfertigung,
Preis	500€, Veröffentlichung im Sutton-Verlag	5000€	Prosa: 1.) 3000€, 2.) 2000€, 3.) 1500€; Lyrikpreis: 1500€, Preis für Schulklassen 1000€
Teilnehmer	über 18 Jahre	Autor/innen mit Wohnsitz in BW und Buch-Veröffentlichung (kein Selbstverlag), in Literaturzeitschriften, Anthologien oder auf literarischer Webseite	Personen, die seit mindestens einem halben Jahr in Österreich leben
Veranstalter	Sutton Verlag GmbH	Petra Schmidt-Hieber Literatur-Stiftung	exil, zentrum für interkulturelle kunst und antirassismus
einsenden an	Sutton Verlag, Hochheimer Straße 59, D-99094 Erfurt, krimi@ Suttonverlag.de	(kein Einschreiben): Petra Schmidt-Hieber Literatur-Stiftung, Gerlinger Lyrikpreis, Postfach 10 02 52, D-70827 Gerlingen	verein exil, stiftg.8, A-1070 wien, verein.exil@inode.at t kennwort <i>exil-literaturpreise</i>
nähere Informationen	Sutton Krimilektorat 0361/ 221 68 - 20 krimi@ Suttonverlag.de www.sutton-belletristik.de/thueringer-krimipreis	www.gerlinger-lyrikpreis.de	Tel. 0699/123 444 65 Fax 01 946 77 84 www.zentrumexil.at

Datum	30.04.2016	14.05.2016	20.05.2016
Name	exil-Dramatiker Innenpreis 2016	Die Farbe Rot	Public Workshop
Genre	Abendfüllende, noch nicht uraufgeführte Theaterstücke	Erzählungen und Gedichte	Hörspiel-Skripte und -Ideen (Monolog, O-Ton-Hörspiel, Collage, Szene oder Mini-Oper ...)
Thema	Identität, Flucht/Vertreibung, Integration bzw. das Leben zwischen den Kulturen	Die Farbe Rot	
Umfang		Max. 15 Gedichte, Prosa bis 20 Seiten	5-20 Minuten
Form	Deutschsprachig; 4fache Ausfertigung; mit: Kurzbiographie und Bibliographie, Foto, Adresse, Telefonnr., E-Mail		Exposés und Manuskripte
Preis	2000€	Buch- und Sachpreise, Buchveröffentlichung	im Hörspielstudio des BR werden für 5 Gewinner Hörstücke produziert; Honorar bei Ausstrahlung
Teilnehmer			Autor/innen, die bislang noch nicht für den BR Hörspiele produziert haben
Veranstalter	WIENER WORTSTAETTEN	Literaturpodium.de	Kooperation von BR Hörspiel und Medienkunst mit PULS
einsenden an	Verein exil, Kennwort „exil-Dramatiker Innenpreis“, Stiftgasse 8, A-1070 Wien, Österreich	info@literaturpodium.de Kennwort: Rot	
nähere Informationen	office@wortstaetten.at www.wortstaetten.at/projects/dramatikerinnenpreis/	www.literaturpodium.de	www.br.de/radio/bayern2/inhalt/hoerspiel-und-medienkunst/index.html http://bit.ly/1VLpg8b

Datum	23.05.2016	30.06.2016	30.11.2016
Name	Die Nacht der schlechten Texte 2016	Schwäbischer Literaturpreis 2016	Friedrich-Glauser-Preis Sparte Kurzkrimi
Genre	Schlechte Texte	Prosa (unveröff.)	Kurzkrimi (veröffentl.)
Thema		Kindheit	
Umfang	max. 7 Seiten oder Aufführungsdauer von max. 7 Minuten	Max. 20 Seiten bzw. max. 80.000 Zeichen einschl. Leerzeichen	Max. 36.000 Zeichen inkl. Leerzeichen (= etwa 20 Normseiten)
Form	Auf Postweg in 4facher Ausfertigung; auf einem Extrablatt: Name, Adresse, E-Mail, Telefonnummer	12 Punkt, Times New Roman, paginiert, einfacher Zeilenabstand; anonym mit Kennwort; extra Datei / Umschlag mit: Anschrift, Telefonnr, E-Mail, Geburtsdatum, Begründung Ihrer Wurzeln im schwäbisch-alemann. Kulturraum	Erscheinungsjahr 2016; nur Printveröffentlichungen, kein Selbstverlag
Preis	700€ sowie Publikumspreis	1.) 2000€, 2.) 1500€, 3.) 1000€	1000€
Teilnehmer	Alle deutschsprachigen Autor/innen	Autor/innen, die im schwäbisch-alemannischen Raum leben bzw. ihre Wurzeln haben	
Veranstalter	Verein Wort-Werk	Bezirk Schwaben, Heimatpflege	www.das-syndikat.com
einsenden an	Kennwort: Villacher-Literatur-Wettbewerb Verein WORT-WERK, Franz-Krainer- Straße 50, A-9500 Villach	Literaturpreis“at“bezi rk-schwaben.de Bezirk Schwaben - Heimatpflege, Prinzregentenstraße 8, 86150 Augsburg	
nähere Informationen	sicke“at“tele2.at www.wort-werk.at/	Tel. 0821/3101-309 heimatpflege“at“bezi rk-schwaben.de www.bezirk-schwaben.de/ Literaturpreis http://heimatpflege.bezirk-schwaben.de/literatur/literatur/	Gerald Hagemann Hagemann“at“das-syndikat.com www.das-syndikat.com/krimipreise/krimipreise-der-autoren/ausschreibung/142-die-ausschreibung-2016-27730.html